

J U G E N D

NUMMER 2 / 1937

PREIS 60 PFENNIG



Aufstieg

Aufn. Otto Illauer

Unsere Gedanken

Unsere Gedanken
sind wachsende Ähren,
wogen und ranken,
fruchten und nähren,

werden aus Quellen
Ströme und schlagen
Kreise und Wellen,
vom Schicksal getragen.

Wind will sie heben
aus seelischen Klängen,
schwingen und weben
zu Wortgesängen.

Paul Grabau

KLEINE TRAGÖDIE

Von Herbert J. Gigler

Ich gehe vor dem großen Hause auf und nieder. Wie lange schon? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß es kalt ist, daß der Schnee unter meinen Schuhen klirrt wie Kristall. Es mag immerhin schon lange sein, denn inzwischen ist es Abend geworden. Die Lichter werden angezündet, darüber hängt die schwarze Fahne der Nacht in den steinernen Schlund der Straße. Wie oft habe ich hier schon gestanden? Wie oft früher — in den letzten Monaten seltener, man hat auch seinen Stolz.

Es schneit. Die Laternen blinzeln, still wandert die Straße die Häuser entlang, sie kommt aus dem Dunkel, mündet ins unendliche Dunkel.

Ich halte ein kleines Ding in der Manteltasche. Es ist kalt und kostbar.

Habe ich nicht lange dafür sparen müssen bis heute? Endlich konnte ich es erstehen. Wie viele Bücher habe ich verkauft, wie viele sonnige Nachmittage in gelangweilten Studierstuben unbegabter Kinder versessen. Wochen und Wochen verzichtete ich auf den stillen Winkel im Stehparterre der Oper. Ich mache dir keinen Vorwurf, Elisabeth, denn ich habe in diesen Monaten kennengelernt, daß es nichts Schöneres gibt, als sich jeden Pfennig für ein Geschenk abzurufen.

Ich komme täglich auf dem Wege zur Universität an einem Parfümerielaaden vorbei. Da stehen auf gläsernen Stufen, von hundert Spiegeln vervielfältigt, viele Flaschen und Gläser beisammen, die Düfte aller Märchenlaender!

Ich habe lange gebraucht, um den Mut zu fassen, in den Laden zu treten und

nach den Preisen zu fragen. Die Verkäuferin lächelte. Sie zeigte mir kleine, unscheinbare Dinge, so für zwei, drei Mark. Ich errötete bis hinter die Ohren, als ich nach dem Teuersten griff. Dann vergingen wieder Wochen der Qual und der Arbeit. Als ich wieder in den Laden trat, lächelte die Verkäuferin spitz und kühl. Ich nahm das kristallene Fläschchen an mich, bezahlte und ging.

Aber nun habe ich das teure Ding. Nun brauche ich mich nicht zu schämen. Elisabeth, du sollst sehen, daß auch ich das nötige Geld zu einem vornehmen Geburtstagsgeschenk... ich habe deinen Geburtstag nicht vergessen... du bist emporgestiegen, bist meinen Händen entglitten in die Salons der Reichen, zu den ersten Triumpfen der Welt. Was tut's? Ich werde dich nicht vergessen... Eine Turmuhr tastete durch die Dunkelheit, aber der Schnee nimmt jeden Lärm in seine weichen Arme. Du aber sitzt in deinem erleuchteten Zimmer und wartest vielleicht. Nicht auf mich. Aber wenn man Geburtstag hat, wartet man ja immer. Oder denkst du doch an mich? Warte nur, ich komme schon. Es ist bloß ein wenig früh, und arme Leute kommen immer viel zu früh zu Vornehmen. Und ich habe ein Geschenk in der Manteltasche, ein kristallenes, kleines Ding...

Endlich trete ich ins Tor und steige langsam die breite Treppe empor. Nur nicht zu hastig, du sollst mich nicht atemlos vor dir sehen. Eine Glocke schillt feindlich abwehrend, ein Messingauge hebt mißtrauisch das Lid. Ist sie das, Elisabeth?

Ich bin's, meine Liebe —! Eine Tür wird ein wenig geöffnet. Ach so — Ob das gnädige Fräulein — zu Hause — ich wollte bloß —

Nicht zu sprechen; zieht sich gerade um. Hm, ich kann warten, ich kann sehr gut warten, habe ja eine Ewigkeit gewartet, was macht da eine halbe Stunde? Sagen Sie bitte, ich käme in einer halben Stunde wieder.

Im Nu stehe ich wieder auf der Straße. Eine halbe Stunde noch darf ich mich freuen, ein gütiges Geschick. Ich laufe durch die Straßen und klatsche in die Hände, renne Leute an, bleibe vor Schaufenstern stehen und fange an, laut vor mich hinzulachen. Die Leute müssen mich für toll halten. Plötzlich laufe ich so schnell wie möglich in die feine Straße zurück, vor das Haus.

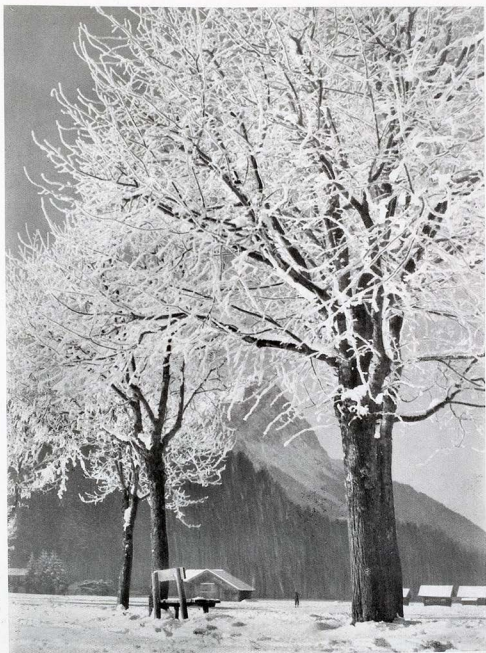
Könnte sie nicht am Ende ausgehen, ausfahren? Ich spähe nach den Fenstern. Sie sind noch erleuchtet. Gott sei Dank. Eine lacksschwarze Kutsche fährt lautlos vorbei. Wenn ich jetzt so reich wäre, im Wagen vorzufahren, lässig die Treppe hinaufsteigen, mit zwei Fingerspitzen die Karte dem Mädchen überreichen, — ja wohl, das gnädige Fräulein läßt bitten...

Ich beleuchte die Hände und streiche über die glänzenden Stellen an den Knien meiner Hose, am Ärmel des Mantels. Man muß auf sein Äußeres etwas halten, gewiß.

„Bitte, treten Sie ein. Das gnädige Fräulein hat zwar nur wenig Zeit.“

Mein hoher, steifer Kragen ist schon ein wenig zu eng. Er drückt da und dort. Aber was macht das aus. Ich werde in

(Fortsetzung Seite 21)



Im Winterkleid

Aufn. A. Plösser

ein warmes Zimmer geführt. Eine große Stehlampe mit überhängendem, seidenum Schirm, wie eine Trauerwende, verbreitet mattes, gedämpftes Licht. Es duftet nach seltenem Parfüm. Geschliffene Gläser und Kristalle stehen gedrängter als im Schaufenster vor mir. Und mein erspartes Geschenk. Erbärmlich! Konnte ich auch nur einen Augenblick geglaubt haben...?

Und nun kommt sie aus dem Nebenum gerauscht, lächelnd, königlich! Heute ist dein Geburtstag, Elisabeth... Ich habe dir...

Glück wünschen wollen? Wie nett, hm. Schade, daß ich gerade heute...

Das Fläschchen in meiner Manteltasche ist hart und kalt. Ich wage nicht, es hervorzuziehen, ich lasse es in die Tasche zurückschleichen. Oder sollte ich es hinschleudern, daß es in tausend Stücke...? Elisabeth, ich wollte dir ja nur ... Dein Geburtstag —

Es freut mich, daß du ihn nicht vergessen hast, ich danke, ich danke.

Sie streckte mir zarte, kühle Fingerspitzen

SCHNEEFLOCKE

Flocke aus dem All,
schwebst in Traumestrunkenheit
aus der Unermeßlichkeit
froh herab zu Tal.

Küßt du sacht mein Haar,
glitzern tausend Sterne drin,
leuchten meiner Nächte Sinn,
der erst dunkel war.

Löst dich leicht ein Wind,
hebt dein Flug von neuem an.
Alle sind dir Spielkumpen,
welche träumend sind.

Mancher Flockentraum
streifte wohl mein Haargelock,
starb auch wohl im Schneeflock,
winzig als ein Flaum.

Paul Grabau

entgegen, auf die ich einen leisen Kuß
hinhauchen will. Aber sofort entzieht sie
mir die Hand wieder.

Nun stehe ich wieder auf der Straße. Es ist kälter geworden. Die Laternen schimmern trüber, es schneit, als wollte die ganze Stadt versinken. Ich aber habe nichts mehr, worauf ich mich freuen könnte. Ich halte ein kleines, kaltes Kostbares in Händen — ein Geschenk, das feindlich wie ein Dolch im Dunkel aufblitzt. Ich kann es ebenso gut werfen. Es hat ja keinen Wert mehr. Weder für mich, noch für einen anderen. Ich trete an den Laternenpfahl. Mit einem harten Ruck fliegt der gläserne Hals im Bogen über den Gehsteig. Ich gieße den Inhalt langsam in den hohen Schnee. Er bohrt sich in die weiße Decke. Ein Duft von Sommer und Süden steigt empor, ein betäubender Duft von blühenden Gärten steigt aus dem Schnee auf. Eine kristallene Brücke zwischen dir und mir, Elisabeth, ist in Luft zerstoßen.

D I E B Ü C H E R - J U G E N D

Norbert Jacques: „Afrikanisches Tagebuch“. Mit Aufnahmen des Verfassers. S. Fischer Verlag, Berlin, 1936. 303 Seiten. Preis gebunden 6,80 RM.

Die Welt- und Lebenserfahrung dieses wahrhaften Europäers, der — geboren in Luxemburg — sich die Landschaft um den Bodensee als Wahlheimat erkör, spiegelt sich in den Erlebnissen seiner Afrikareise. In knapper hinreißender Sprache, aus restloser Hingabe an das Leben dieses Kontinents entstand ein vollkommenes Bild vom Wesen seiner Völker, wie es vor ihm noch keiner in gleicher Eindringlichkeit zu gestalten vermochte. Wir begleiten ihn auf der Dampferfahrt, den Nil hinauf — 2000 km von Kosti bis Juba an die Grenze Ugandas, tauchen in die Atmosphäre der Viktoria Njansa, durchqueren das ehemals deutsche Gebiet am Kilimandscharo, weilen an den Viktoriafällen des Sambat, reisen durch die Namibwüste und enden unsere Fahrt in jener Landschaft Südwest-Afrikas, die einst die deutschen Heldenkämpfe gegen die Hereros sah. Das schöne und beglückende Erleben dieser großen Fahrt, vor allem das des schwarzen Menschen und seiner Kunst in ihrer Heimat, erhellt uns den dunklen Erdteil. Wir erkennen die große Schuld aber auch die noch ungelöste Aufgabe des Europäers in Afrika. „Wir haben diese Millionen Menschen aus dem Paradiese vertrieben. Wir müssen ihnen den Weg zu einer neuen Lebensform zeigen. Sie selber sind unfähig zwischen uns durchzufinden.“

Erich Homuth

Gustav Pauli: „Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten“. Rainer Wunderlich, Verlag, Tübingen, 1936. Preis gebunden 6,80 RM.

Von Bremen sind viele starke Impulse gestaltend in die Kunst und Kultur unserer Zeit eingedrungen. Nach Anton Kippenberg und Rudolf Alexander Schröder schließt sich nun Gustav Pauli als Dritter der Reihe der großen Bremer mit einem Erinnerungsbuch an. Gustav Pauli ist besonders als Leiter der Bremer und später der Hamburger Kunstwerke, vor allem aber auch als Fortsetzer des Dehio'schen Werkes den Kunstkreisen in aller Welt, als Repräsentant deutschen Wesens in der Kunst bekannt geworden. Wir gewinnen Einblick in ein Leben — reich an Kämpfen, aber auch an Erfolgen. Hervorragende Menschen seiner Zeit waren seine Lehrer und Freunde. In wundervoll abgerundeten Porträts stehen sie vor unserem Inneren Auge: Jakob Burckhardt, Tschirsky, Klinger, Rilke und Schröder, um nur wenige

aus der großen Zahl zu nennen. Das Wesen vieler europäischer Länder und ihrer Kulturen, der Einfluß ihrer Führenden auf Kunst, Wissenschaft und Politik werden uns aus dem starken Erleben dieses Mannes in schöner Geschlossenheit offenbar. Die Hauptwirkungsstätten Gustav Paulis: Dresden, die Schweiz, Bremen und dann auf der Höhe seines Lebens Hamburg schildert er in größter Eindringlichkeit im Zusammenklingen aller gesellschaftlichen und kulturellen Kräfte. Das Lesen dieses Erinnerungsbuches vermag uns das Verantwortungsgefühl für den Bestand und die fortbildende Pflege der uns überkommenen Kultur zu schärfen, deren Zauber Gustav Pauli sieben Jahrzehnte verpflichtend in seinen Bann zwang.

Erich Homuth

„Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum“. Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Josef Nadler und Univ.-Prof. Dr. Heinrich von Srbik. Anton Pustet Verlag, Salzburg-Leipzig, 1936. VII, 404 Seiten. Preis gebunden 6,80 RM.

Österreich ist allen Einflüssen fremder Kulturen zum Trotz deutsch geblieben. Aber wir kennen diesen für die Entwicklung unserer eigenen Kultur so wesentlichen deutschen Stamm viel zu wenig, um an der Erörterung der österreichischen Fragen rechten Anteil nehmen zu können. Darum ist das Erscheinen dieses Sammelwerkes, das zwei österreichische Gelehrte von gesamtdeutschem Ruf herausgegeben haben, besonders zu begrüßen. Die besten wissenschaftlichen Kräfte des Landes wurden von ihnen aufgebeten und es ist eine umfassende Darstellung Österreichs in seiner unlöslichen, tausendfältigen Verflechtung mit der deutschen Gesamtkultur entstanden, das bei der großen Verschiedenheit der Verfasser überraschende Einheitlichkeit aufweist. Für den Neuaufbau der politischen und geistigen Beziehungen ist damit ein starkes Fundament geschaffen worden. Alle, die an diesem Wiederaufbau Anteil haben, können an diesem Werk nicht vorübergehen, wenn die österreichische Frage im Sinne ihrer inneren Gesetzmäßigkeiten gelöst werden soll. Wie stark Österreich stets in seinem Deutschtum war und geblieben ist, erfahren wir besonders aus den tragenden Beiträgen dieses Werkes, dem von Nadler über „Die deutsche Dichtung Österreichs“ und dem von Sedlmayr über „Die bildende Kunst“ und von Leopold Nowak über „Die Musik in Österreich“.

Erich Homuth

2 NEUE UFA - FILME:

„Ritt in die Freiheit“

Die Handlung des Films spielt um 1830, in der Zeit des Erwachens der aktivistischen Kräfte der polnischen Nation. Zur Vorsicht hatte die zaristische Regierung die polnischen Regimenter aufgeteilt und in die verschiedensten Standorte verlegt, wo sie mit reinrussischen Regimenten zusammen in einer Garnison untergebracht waren. So lagen in Grodno zwei Schwadronen eines polnischen Ulanenregimentes Kasernen an Kasernen neben russischen Kosaken. Natürlich gab es täglich Reibereien zwischen den Mannschaften, Duelle zwischen den Offizieren. Ein solcher Zweikampf wird gerade ausgefochten zwischen dem polnischen Rittmeister Wolski und dem Kosakenrittmeister Saganoff. Saganoff wird durch einen Schuß in die Hand kampfunfähig. Täglich finden Felddiensteübungen der beiden polnischen Schwadronen, die von Rittmeister Wolski und von seinem besten Freund Graf Staniewski geführt werden, statt. Bei einer Übung in der Nähe eines Flusses sehen die Ulanen, daß die Fähre mit einem bespannten Wagen den Fluß hinuntertreibt. Der Fährmann ist betrunken, die Insassen befinden sich in großer Gefahr. Kurz entschlossen springen die Ulanen ins Wasser und bringen zwei Damen, eine junge russische Fürstin und ihre Begleiterin, an Land. Die Prinzessin ist die Schwester des Gouverneurs von Grodno. Sie und Graf Staniewski kennen sich seit längerer Zeit und feiern ein frohes Wiedersehen. Wenig angenehm berührt von der neuen Freundschaft ist der Bruder, der andere Pläne mit seiner Schwester hat.

Hoher Besuch trifft in Grodno ein: großer Abendempfang zu Ehren eines jungen Großfürsten beim Gouverneur, zu dem auch die polnischen Offiziere geladen sind. Rittmeister Wolski ist wenig erbaut davon, er hat gerade den Besuch einer jungen Freundin, die ihm von Polen her nachgereist ist. Für den Grafen Staniewski soll der Abend die Entscheidung über seine Verlobung mit der Fürstin bringen. Wolski wünscht ihm alles Gute; er soll nur bei einer Heirat mit der Russin nicht sein polnisches Vaterland vergessen. Wolski wird von einem polnischen Studenten aufgehalten, der den beiden polnischen Schwadronen den Befehl einer in Warschau neugebildeten polnischen Nationalregierung zum sofortigen Abmarsch nach Warschau überbringt. In Kongreßpolen ist ein bewaffneter Aufstand ausgebrochen. Wolski, der Patriot, sagt den sofortigen Abmarsch zu. Im Gouverneurpalais gelingt es ihm, unauffällig die polnischen Offiziere zu benachrichtigen und zu sammeln, nur seinen Freund, den Grafen Staniewski findet er nicht. Der Graf hat sich soeben mit der Fürstin verlobt. Erst als der Großfürst die Prinzessin zum Tanze holt, kann Wolski den Freund sprechen. Dieser ist über die neue Entwicklung äußerst bestürzt, verspricht aber dann, sofort nachzukommen. Wolski eilt zu seinen Kameraden, aber sie warten vergeblich, der Graf kommt nicht. Es wird immer später, schließlich handeln sie ohne ihn. Inzwischen ist aber auch der Gouverneur von den Ereignissen in



Polnische Ulanenschwadron aus dem Ufa-Tonfilm „Ritt in die Freiheit“



Duellszene aus dem gleichen Film

Warschau durch einen Kurier benachrichtigt worden. In aller Stille werden sofort alle Maßregeln getroffen; die polnischen Offiziere, deren Verschwinden von dem Fest inzwischen bemerkt worden ist, sollen festgesetzt werden. Es kommt auf dem Wege zur Kaserne an einer Brücke zum Kampf. Einige polnische Offiziere fallen, ein Oberleutnant und der Fährherr werden gefangen genommen, Wolski gelingt es zu entkommen. So ist unauffällig die Revolte in Grodno niedergeschlagen.

Graf Staniewski hatte sich, trotz seines Versprechens den Kameraden zu folgen, dem Zauber der Fürstin nicht entziehen können. Während schon draußen an der Brücke die Kameraden auf Leben und Tod kämpfen, bleibt er noch auf dem Ball und tanzt mit seiner Braut. Bei seiner Heimkehr findet der Graf den geflüchteten Rittmeister Wolski in seiner Wohnung. Wolski nimmt zuerst an, der Graf sei mit Gewalt von den Russen zurückgehalten worden. Als er seinen Irrtum erkennen muß, schleudert er ihm seine ganze Verachtung ins Gesicht und verläßt ihn. Auch er fällt nun in die Hände der Russen. Jetzt erst empfindet der Graf die ganze Schwere seines Vergehens. Sein Entschluß ist gefaßt. Die polnischen Ulanen sind noch ahnungslos. Graf Staniewski erfährt den inzwischen gefällten Spruch des Kriegsgerichtes, der auf Degradation und Tod durch den Strang

für Wolski, den Oberleutnant und den Fähnrich lautet. Weiter hört er den Befehl, daß die Kosaken nach Warschau reiten, während die polnischen Schwadronen nach Kiew in Garnison kommen sollen, und zwar soll er aus Anerkennung für sein loyales Verhalten das Kommando übernehmen.

Graf Staniewski hat seine letzten Vorbereitungen getroffen; mit dem Revolver in der Tasche verläßt er das Haus. Er trifft auf die kleine Freundin Wolskis, die verzweifelt nach ihm sucht. Sie bringt ihn durch ihren leidenschaftlichen Appell zu dem richtigen Entschluß. Nicht Selbstmord kann seine Schuld sühnen. Er muß versuchen, die Freunde zu retten. Eine Begnadigung ist abgelehnt worden; nun muß die Tat helfen. Der treue Wachmeister und einige Unteroffiziere werden instruiert. Die Schwadronen sind wegen des Abmarsches nach Kiew alarmbereit. Es muß mit größter Heimlichkeit vorgegangen werden. Die Russen sind vorsichtig geworden. Die polnischen Unterkunftsräume sind durch starke russische Wachen umstellt. Der Graf nimmt an einem Abschiedsfest der russischen Offiziere teil, er muß Zeit gewinnen. Nach kurzer Zeit sieht er den Oberst und den Adjutanten den Saal verlassen. Nun weiß er, daß die Exekution bevorsteht. Auf einem Kasernenhofe ist alles vorbereitet. Die Gefangenen werden herbeigeführt. Aber der polnische Wachmeister und die Unteroffiziere haben gut gearbeitet. Der Handstreich gelingt, in sausendem Galopp jagen die Befreiten mit den Ulanen davon. Als Kommandos zum Nachsetzen ertönen, hält Graf Staniewski mit seinem Wachmeister und zwanzig Ulanen den Ausgang besetzt und deckt seine Kameraden für ihren Ritt in die Freiheit bis zur letzten Patrone. Es gelingt ihm auch noch, seine letzten Getreuen vom Felde loszulösen, nur für ihn gibt es keinen Ritt in die Freiheit mehr. Aufrecht, als ganzer Mann, geht er unter den Kugeln der russischen Kosaken in den Tod.

„Und du mein Schatz fährst mit...“

Wenn eine junge Sängerin plötzlich, mitten in einer Probe ein Telegramm erhält, das sie nach Amerika beruft, so hat sie sicher das Recht, etwas erstaunt zu sein. Maria Seydlitz ist froh, durch dieses Engagement aus der drangvoll fürchterlichen Enge der Kleinstadt und von ihrem etwas steifflennen Verehrer Rückel befreit zu werden und als sie festgestellt hat, daß diese vom Himmel gefallene Verpflichtung ihre Richtigkeit hat, steht der Abreise ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten nichts mehr im Wege.

Im Büro des Norddeutschen Lloyd nimmt Maria die für sie hinterlegte Karte im Empfang und erlebt die erste Überraschung: Ein gewisser Herr Linnerts scheint sich mächtig für sie zu interessieren und als sich die Passagiere nach der Abfahrt im Speisesaal versammeln, fehlt auch Linnerts nicht. Maria sitzt mit einer extravaganten Südamerikanerin Donna Juana und dem Chefindgenieur Dr. Fritsch zusammen und vom ersten Augenblick an fühlt sie sich in dieser Gesellschaft wohl. Am nächsten Morgen findet sich Herr Linnerts bei Maria ein und klärt das Geheimnis ihres Amerika-Engagements. Linnerts behauptet, sein Onkel habe Maria verpflichtet, um sie zu heiraten, aber weder Linnerts, noch seine Schwester seien damit einverstanden und würden diesen Plan zu verhindern wissen. Maria, die den Onkel nicht kennt, ist durch diese Darstellung höchst verwirrt, beschließt aber, den einmal eingeschlagenen Weg weiter zu gehen.

Bei der Ankunft in Amerika erlebt Maria wieder eine Überraschung, da ihr Paß plötzlich verschwunden ist und die Behörden die Einreisebewilligung verweigern. Maria ahnt nicht, daß das der erste Schachzug von Fred Linnerts ist, aber Fritsch rettet die Situation, indem er nach Bremen funkt und die Einreiseerlaubnis Marias mit Bild nach Amerika bildfunkten läßt. Der Weg nach Amerika ist frei! Sofort begibt sich Maria ins Theater, wo zuerst niemand an ihr Engagement glauben will. Als sie den vom alten Linnerts unterschriebenen Vertrag vorweist, scheint alles in Ordnung, aber Maria ist Opernsängerin und das Theater spielt Revuen! Der Star dieses Theaters ist Minnie May, die sofort in Maria eine Konkurrenz wittert und ihr Schwierigkeiten bereitet, wo sie nur kann und auch Mr. Bal, der Regisseur, kann nichts für Maria tun. Maria ist verzweifelt und als eines Tages der alte



Marika Röck und Hans Söhnker,
Szenenbild aus dem Ufa-Tonfilm
„Und du, mein Schatz, fährst mit“



Marika Röck als Maria Seydlitz
in dem Ufa-Tonfilm
„Und du, mein Schatz, fährst mit“



Heli Finkenzeller und Gustav Fröhlich
in einer Szene des neuen Ufa-Films
„Gleisdreieck“

Linnern ins Theater kommt, benutzt sie die Gelegenheit, um ihm unverblümt ihre Meinung zu sagen. Die Umstehenden sind über die Frechheit entsetzt, aber Linnern imponiert diese energische junge Dame, und als er hört, daß er, laut Aussage seines Herrn Neffen diese Dame heiraten soll, ist er zum erstenmal in seinem Leben mit einer Meinungsäußerung seines Neffen einverstanden. Am nächsten Tage schon wird Maria von den Aufmerksamkeiten des Millionärs überschüttet. Auto, Kleider, Blumen, alles regnet auf Maria nieder und Linnern ahnt gar nicht, daß das alles gar keinen Eindruck auf Maria macht, die nur ihre Rolle haben und spielen will. Als Maria alles zurückweist, sieht Linnern endlich ein, daß amerikanische Methoden fehl am Platze sind und läßt Maria mit Bal zu sich kommen. Kurz befiehlt Linnern, daß Maria die Rolle im nächsten Stück zu spielen habe und entläßt die Herren, während er Maria bittet, ihm zum Abendessen Gesellschaft zu leisten. Der Abend verläuft höchst angeregt, und als Maria zu später Stunde aufbrechen will, bietet ihr Linnern eines seiner Fremdenzimmer zum Übernachten an.

Immer noch sinnt Fred auf eine Möglichkeit, Maria bei seinem Onkel auszusuchen und als letztes Mittel macht er ihr einen Heiratsantrag, den Maria natürlich ablehnt. Sie hat endlich ihre Rolle und ist ganz glücklich. In ihrer Freude ruft Maria Dr. Fritsch an, den sie nur kurz seit ihrer Ankunft gesehen hat und verabredet sich mit ihm für den Abend. Zufällig treffen sie im Restaurant auch Donna Juana, die eine Verwandte ausführt. Fritsch ist sehr zurückhaltend, da er erfahren hat, daß Maria bei Linnern übernachtet hat und nach den Einfüsterungen von Fred das Falsche denkt. Leicht verstimmt nehmen die jungen Leute Abschied und Donna Juana scheint die einzige zu sein, die die Zusammenhänge richtig sieht! In der Garderobe des Restaurants trifft Maria auf Minnie May, die ihr — die Zeitung mit der Verlobungsanzeige Marias mit dem alten Linnern vor die Nase hält! Fritsch, der hinzutritt, glaubt ebensowenig, wie die May den Versicherungen Marias, daß alles nicht wahr ist und geht endgültig.

In der Hotelhalle steht Linnern. Wütend geht Maria auf ihn zu und als sie ihn zur Rede stellt, erfährt sie, daß er die Anzeige nicht aufgegeben hat. Leider, wie er meint, denn wenn er auch nicht so geschmacklos sei, ihr eine Liebeserklärung zu machen, so würde er sich doch glücklich schätzen, für einen jungen Menschen sorgen zu können und nicht immer an Dollars denken zu müssen. Maria ist ganz still geworden und reicht ihm stumm die Hand.

Gloria Linnern hat den Kampf nicht aufgegeben und sich mit Minnie May verbündet, um Maria endgültig auszuschneiden. Die May bittet Maria, ihr zu helfen, Schmuck auszuwählen und praktiziert einen wertvollen Stein in die Tasche ihrer Rivalin. Maria wird am Tage ihrer Premiere verhaftet. Donna Juana ist es nach langer Überredung endlich geglückt, Dr. Fritsch beizubringen, wie er von Maria zu denken hat und als er sofort das Hotel anruft, erfährt er die Verhaftung. Sofort ist er bereit, alles zu tun, Maria zu helfen. Noch ein anderer steht jetzt auf Seiten Marias — Fred. Mit ein paar Worten haben sich die beiden jungen Leute verständigt und als Fred verrät, daß seine Schwester die Hand im Spiele habe, eilen beide in deren Wohnung und erzwingen von ihr ein Geständnis. Fritsch saust zur Polizei zurück, befreit Maria und bringt sie zum Theater. Dort will er sich verabschieden, da er nach Europa zurück müsse, aber Maria bittet ihn, sich doch wenigstens einen Teil der Vorstellung anzusehen. Minnie May, die schon zum Auftritt fertig ist und sich freut, die verhaßte Nebenbuhlerin erledigt zu haben, sieht sich plötzlich zwei Beamten gegenüber.

In der Loge von Donna Juana wohnt Fritsch der Premiere bei, die zu einem großen Erfolg für Maria wird. Ihre Stimme und ihr artistisches Können begeistern die Zuschauer immer wieder. Während der Pause verabschiedet sich Fritsch, da er eingesehen habe, daß er der Karriere Marias nicht im Wege stehen dürfe. Er sieht nicht mehr die tiefe Enttäuschung in Marias Zügen und geht. Als Maria nach der Vorstellung Donna Juana aufsucht und erfährt, daß Fritsch fort ist, genügen ein paar Worte der erfahrenen Frau, um Maria den Weg zu zeigen, den sie gehen muß und ihr Entschluß ist gefaßt. Als Linnern jun. sie zum Bankett zu seinem Onkel fahren will, bittet sie ihn, einen kleinen Umweg zu machen.

An der Reling des abfahrenden Schiffes steht Fritsch und blickt auf die Stadt zurück. Die Kapelle spielt das alte Lied: „Muß ich denn“, aber plötzlich hört Fritsch hinter sich eine bekannte, altzu bekannte Stimme: „Und du, mein Schatz, fährst mit!“



Winterhilfswerk des Deutschen Volkes

In den Buchhandlungen und beim Unterzeichneten ist zu haben:

Aus Richard Wagners Leben in Bayreuth

Nach eigenen Beobachtungen erzählt von einem Zeitgenossen H. B. Brand. Mit einem unverfälschten Lichtbild Wagners auf dem Titel, farbigen Innenbildern und einem Vorwort von Alexander Dillmann.

Preis RM. 1.80

Es wird heute wenig Menschen geben, die mit Richard Wagner seinerzeit in persönliche Berührung gekommen sind. Einer von diesen ist der jetzt 80jährige Verfasser, der aus seinen Erinnerungen sehr anschaulich erzählt.

Franz Fritz: Humor in Versen

Ein Vortragsbuch für frohe Menschen

Preis RM. 1.—

Diese anspruchlosen Reimerollen werden vor allem in Vereinskreisen besonders Gefallen finden, da sie sich ganz ausgezeichnet zum Vortrag für Dilettanten eignen.

G. Hirth Verlag AG., München, Herrnstr. 10

Einladung zur Vorausbestellung

Paul Grabau

Der Sonnenbogen

Eine Dichtung

Die Frucht Der Baum

Die Heimat Der Glaube Die Wiedergeburt

45 Gedichte in 5 Kreisen

In würdiger Ausstattung kostet der festliche Leinenband für den Vorbesteller RM 2.— (statt 2.60)

Verlag Hermann Böhlau Nachf. Weimar



Aufforderung zum Tanz

Zur Londoner Modenschau des Modeamtes der Stadt Frankfurt a. M.

Schöne Mannequins in schönen Kleidern gibt es in London jeden Tag zu sehen; man braucht dazu nicht einmal eigens zu den Modeparaden mit Musik Cocktails zu gehen. In allen Modehäusern stehen sie an den Treppensätzen oder wandeln sie durch die Verkaufsräume, in die Mode von morgen gekleidet, stolz und fern wie unerreichbare Ideale; sie sind märchenhaft zu Hause in unbezahlbaren Stoffen und anspruchsvollen Farben und Faltenwürfen; sie haben Lippen wie Granatäpfel und Fingernägel wie Rubine; ihr Haar liegt so gehorsam in glitzernden Ringeln, als werde es außerhalb der Geschäftsstunden auf einer Stange bewahrt, und ihre Augen blicken gläsern mitten durch den Zuschauer. Bezeugt man Interesse an ihnen, so zeigen sie die Zähne in einem einstudierten Lächeln, das zugleich herablassend und müde wirkt. Ein maskenhaftes Element, eine leicht unheimliche Erinnerung an Kleiderpuppen von der gefährlichen Vollkommenheit der Roboter haftet ihrem Anblick an; für welchen gewöhnlichen Menschen, fragt man sich zweifelnd, wäre es möglich oder auch nur wünschenswert, durch die Erlegung einer schwindelnden Kaufsumme zu solchem Aussehen zu gelangen. Aber der Zweifel entsteht nur daraus, daß man die Summe nicht hat. Reiche Käuferinnen, sieht man bald, lassen sich weder von der körperlichen Überlegenheit noch von der mangelnden Menschlichkeit in der Haltung solcher Vorführmädchen einschütern, sie gehen vielmehr mit ihnen um wie mit beweglichen

Kleiderständern; kleine Wirbel devoter Bedienung entstehen um sie, und sie nehmen überstürztes Entgegenkommen, hingebende Rücksicht auf ihre geringsten Launen mit einer Selbstverständlichkeit hin, die offensichtlich aus dem Bewußtsein entsteht, daß dieser Modepalast mit seinen festlichen Räumen, polierten Schränken voller Kostbarkeiten aus aller Welt und mit seinem sportanisch geschulten Verkaufspersonal einzig und allein um ihre Willen da ist.

Dieses kleine Welttheater der Mode hat seine Anziehungskraft für alle Frauen, nur ist es für die meisten weiter weg als die Bühne vom hintersten Galerieplatz. Was vorgeht, erreicht sie nur verschwommen und gerüchweise, und was gar in ihre Reichweite kommt, ist erst die Nachahmung der Nachahmung. Wie man sich's wünscht, schöne Kleider einmal von der Frage nach dem Gelde getrennt betrachten zu können, an ihrer Entstehung und Verwendung nicht nur als Außenseiter, als kaufunfähiger Kunde, teilzuhaben! Immer wieder haben auch hervorragende Künstler auf dem Gebiete der Mode davon geträumt, für ihre Einfälle ein weiteres Feld zu erobern, ihre der Frauenschönheit dienende Gabe allen zu bringen, die empfänglich dafür sind, und dabei das ganze Leben eines Volkes, nicht nur das einer gehagten Minderheit reicher und froher zu machen. Aber solange von der Minderheit das Gesetz anerkannt wurde, nach dem Modekultur Luxus und als solcher Monopol der wenigen ist, mußten diese Gedanken Utopien bleiben.

Das mag eine allzu weitschweifige Einleitung zu einem Bericht über den Londoner Besuch einer auswärtigen Modenschau sein, aber da hier einmal über Mode in so weitgefaßtem Sinne gesprochen werden soll, wie es der Arbeit und Anschauung des Frankfurter Modeamtes entspricht, muß der in England geltende Hintergrund deutlich sein, ehe man verstehen kann, wie neuartig und beinahe revolutionär diese deutsche Vorführung sich davon abhob, gerade weil sie äußerlich einer gewöhnlichen Modenschau so täuschend ähnlich sah. Obwohl nämlich auch hier

Beide Aufnahmen von Gölner, Frankfurt a. M., zeigen Entwürfe des Modeamtes Frankfurt a. M., die in London gezeigt wurden





Eingeschnitten

Aufn. A. Plösser



Verschneiter Bach

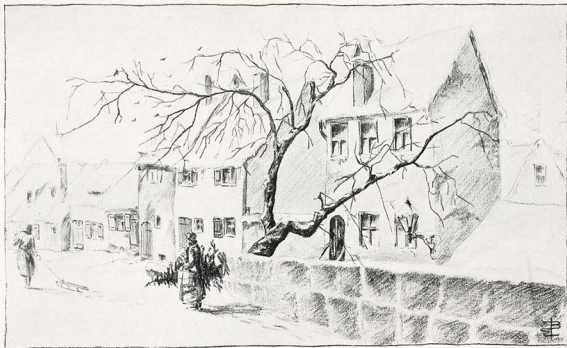
Aufn. Otto Koenig

schöne Mädchen in schönen Kleidern der Mode von morgen sich im Scheinwerferlicht und zu schmelzender Musik vor einem vornehmen Publikum bewegten, so war doch kein Gefühl von Geschäft und Reklame dabei; und wenn die Mädchen mit hochgehaltenen Köpfen zugleich ängstlich und stolz lächelten — nicht wie Mannequins lächeln, sondern wie sehr junge Frauen, die herzlich gerne gefallen möchten und spüren, daß sie es tun —, dann taten sie es nicht im Interesse irgendeines Verkaufs und persönlichen Vorteils, sondern als erwählte, bewußte Vertreterinnen einer Sache von weit größerer Bedeutung: der jungen deutschen Modekultur. Sie standen für etwas ein, das es in Deutschland erst seit drei Jahren und in England trotz stark empfundenen Bedürfnisses überhaupt nicht gibt, für eine frei auf eigenem Boden gewachsene Kleiderkunst, die nicht auf Verkauf und Verdienst abzielt, sondern als Mittelpunkt der Modekultur ihren richtunggebenden Einfluß auf alle für Frauenkleidung arbeitenden Gewerbe- und Handwerkszweige auszuüben bestimmt ist und auch schon ausübt von der Herstellung des Stoffes und der Zierarten an bis zur Anfertigung des Kleides durch die Schneiderin. Schönes fördernd, Neues anregend, Häßliches ausmerzend, Einheimisches unterstützend. Sie standen damit, kleine Modeschülerinnen in Kleidern, bei deren Herstellung sie selber mitgeholfen hatten, vor dem anspruchsvollsten Publikum der fremden Großstadt, vor Zuschauern, die es gewöhnt sind, Pariser Modelle von den berühmtesten Berufs-Mannequins vorgeführt zu sehen, und die zunächst weder nach dem kulturbedeutsamen Sinn des Modeamtes noch der Größe der Bemühung für diese Londoner Ausstellung fragen würden, sondern lediglich nach der Wirksamkeit der Kleider. Aber der Erfolg, den sie gewannen, zog dann doch sehr viel weitere Kreise als der Erfolg einer gewöhnlichen Modenschau. Galt der Beifall zuvörderst den Kleiderentwürfen der Meisterin, Frau Professor Klimt, so lobte er weiter auch die handwerkliche Tüchtigkeit ihrer Schule, die glückliche Wahl und Ausbildung der vorführenden Schülerinnen und endlich den großartigen Leitgedanken von der Ausstrahlung heimischer und hochwertiger Modekultur, der den Oberbürgermeister von Frankfurt zur Gründung des Modeamtes bewogen hatte. Hier war, so spürte man, gute Arbeit getan, und wenn man keinen Augenblick vergaß, darauf stolz zu sein, daß es deutsche Arbeit war, so schien auch in den Engländern das Gefühl für den ausgesprochen nationalen Charakter der Leistung nach und nach sehr wach zu werden. Zu diesem englischen Verständnis für die tiefere Bedeutung der Veranstaltung trug auch bei, daß Staatsrat Oberbürgermeister Dr. Krebs sowohl in Deutschland wie in London persönlich für ihren Erfolg gewirkt hatte und auch bei der Vorführung zugegen war.

Vom Staunen über die Gesamtleistung abgesehen, lag die stärkste Überraschung der ganzen Vorführung für die Engländer wohl in der schweren Pracht der gezeigten Festkleider. Es gab

gewiß bei den Strandkostümen und Luftanzügen vieles zu bestaunen — die Vorzüge der schweren einheimischen (z. B. in der Schule gewebten) Leinen und Nessel etwa gegenüber den hierzulande üblichen leichten Seidenstoffen, die wirkungsvolle Verwendung von farbigen Fischernetzen oder die sattfarbigen Bademäntel von weitem, ans Mittelalter erinnerndem Schnitt. Die verlockend kleidsamen Regenmäntel aus einem ganz neuen deutschen Stoff, leichtem Taft ähnlich, mit ihren lustigen Kragen, Schleifen und Puffärmeln mußten die lebhafteste Aufmerksamkeit einer Zuschauerschaft erregen, die durch das englische Wetter einen so großen Teil ihres Lebens in höchst phantasielosen „Mackintoshes“ zu verbringen genötigt ist. Aber die großen Abendkleider mit ihren Schleißen und Kapuzen, ihren samtenen und brokatierten Umhängen, ihren kühnen Farben und Verzierungen, ihren stolzen, schräg in die Höhe strebenden Linien, ihrem Gefühl von würdiger, anspruchsvoller Feierlichkeit verblüfften. Der gebildete Engländer glaubt heute längst nicht mehr an das Ammenmärchen von der unvorteilhaft gekleideten deutschen Frau; aber er hat die Vorstellung, daß festliche Abendkleidung in Deutschland nicht nur nicht annähernd so häufig erforderlich wird wie in England, sondern daß sie in den letzten zehn Jahren in den bürgerlichen Kreisen so gut wie ausgestorben ist. Es wurde ihm bei Gelegenheit der Frankfurter Schau nicht nur gezeigt, welche Art festlicher Kleidung für die deutsche Frau eronnen und vorgeschlagen wird, sondern es kam auch ein Wille zu würdiger Festkleidung zum Ausdruck, wie er sich von den Modeschöpfungen der Frau Professor Klimt aus hoffentlich bald in weiten deutschen Kreisen wieder durchsetzen wird. Müßen doch unsere Festkleider nicht alle gleich so stoffreich (zwanzig bis dreißig Meter gehen in so ein prachtvoll drapiertes Schleppenkleid mit flügelgleichen Renaissanceärmeln), anspruchsvoll und schwierig zu handhaben sein, nicht so bizarr in der Form oder ungewöhnlich in der Farbe wie die, denen die Engländer den meisten Beifall gaben; sie können deshalb doch ihr Vorbild in der von der Frankfurter Schule bevorzugten Linie nehmen, der Diagonale nach oben, die dem deutschen Frauentyp so hervorragend entspricht und die übrigens auch in den neuesten Pariser Modeschöpfungen zuweilen erscheint, zusammen mit dem an engen Hüften weit angesetzten Rock und der hohen, betonten Brustlinie. Es brauchen auch nicht die kostbaren Seiden- und Samstoffe zu sein, die für einige der Frankfurter Modelle verwendet wurden (es ist ein roter Samtmantel da, den sich die Königin von Rumänien kopieren ließ) — hat das Modeamt doch die Verwendung von thüringischen Flitterstoffen und Perlenstickereien, von sächsischer Spitze zu Abendkleidern versucht und sehr schöne Wirkungen damit erzielt. In diesem Sinne sollte die Arbeitsleistung des Frankfurter Modeamtes auch für die Frauen in der Heimat eine Aufforderung zum Feste sein.

Irene Seligo



Am Nürnberger Burgberg

Bert Egger

DIE GRENZE

Von Helmut Giese

Sie gingen im Bärenschritt unter den Tannen, den Birken. Sie trotteten zwei Tiere, zwei Menschen und stolperten oft. Sie trugen zerrissene Mäntel und hatten eingefallene Gesichter. So gingen sie im Schnee durch die Wälder, der Russe Michail Weresow, der Finne Eero Kivimaa. Natürlich kommt es nicht auf die Namen an, ja, es ist sogar ungewiß, ob die beiden sich selbst damit kannten oder überhaupt Wert darauf legten. Jedenfalls vermieden sie es, sich mit Namen anzureden, und Wert legten sie eigentlich nur, wie Michail Weresow sich später erinnerte, auf eine rostige, nicht mehr neue, aber dennoch brauchbare Schere, die sie immer abwechselnd trugen. Eine Drahtschere übrigens.

Es war der dritte Tag ihrer Flucht. Es hatte sich so ergeben, daß sie neben anderen glücklichen Umständen, die mit einem Wechsel in der Bewachung ihres Lagers zusammenhingen, hauptsächlich einem Güterzug, der nach Westen rollte, und insbesondere dem leeren Viehwagen, dessen Türen zufällig offen standen oder während der Fahrt aufgegangen sein mögen, ihre Flucht verdankten. Freilich dachten sie damals nicht viel darüber nach.

Sie gingen und gingen. Manchmal nur blieben sie stehen und lauschten. Dann sahen sie wie plumpe Tiere aus, die Witterung nahmen, wie riesige hungrige Wölfe. Es war aber nur der Schnee, der irgendwo in der Nähe von den Zweigen fiel, der Schnee oder ein morscher Ast, der plötzlich unter seiner Last brach. Sonst nichts. Doch erschranken sie jedesmal mit der gleichen großen Furcht bei diesem harmlosen Geräusch, und obwohl es vielfach Tag und Nacht wiederkehrte, konnten sich ihre Nerven nicht daran gewöhnen. Es erregte sie wie ein Schuß. Und die Stille, die ihm folgte, diese unerträgliche Stille der toten Natur war schrecklicher als ein Sturm. Sie war tausendmal schrecklicher als gestern der Sturm.

Der Finne ging vor dem Russen. Denn er kannte das Land, das in beiden Sprachen Karelien heißt, und die Wälder, die es umschließt. Es war einmal seine Heimat gewesen. Erst der Krieg

und später der Friede hatten das Land geteilt, die Wälder getrennt, die Heimat zerrissen. Die Granaten des Krieges und die Grenze des Friedens. Die finnisch-russische Grenze in den Wäldern Kareliens.

Sie gingen und schwiegen. Was hätten sie auch reden sollen? Wenn man jahrelang zusammen gefangen ist, jahrelang im selben Lager liegt, dieselbe Arbeit tut, dieselbe Suppe löffelt, dasselbe Hemd trägt, weiß man sogar alles, was der andere denkt. Man erkennt in dem anderen sich selbst. Man braucht keinen Spiegel mehr und bedarf wenig der Sprache. Alle jahrelang Gefangenen haben dasselbe Gesicht und dieselben Gedanken. Und das ist gut so. Es ist für sie gut, daß die Gewohnheit größer ist als der Geist, daß die Zeit stärker ist als der einzelne Mensch. Es ist gut, daß die meisten von ihnen sich so selten erinnern.

Zwei Menschen, so gingen sie dahin, der Russe Weresow, der Finne Kivimaa, — zwei Menschen, die dumpf von der Freiheit träumten, die nur ein Gedanke bewegte: Die Grenze. Und wenn man ihnen nachsah, genauer nachsah, konnte man gewahren, daß sie am dritten Tage ihrer Flucht noch ebenso gebückt und grau im Schnee der Wälder schlichen wie im Hof des Lagers.

Es war Abend geworden. Zwischen den Kronen der Bäume leuchteten Stücke eines kalten, weißgrünen Himmels auf, fahl floß das Licht um die Stämme. Ein Winterabend mit schwachen Sternen und dem ersten Nordlicht. Es geisterte vor ihnen, es flackte aus dem Dämmern überall, gespenstisch totenstill. Es war der Schnee allein, der unter ihren Füßen knisterte, es war ihr Atem nur, der hier noch wirklich lebte. Sonst nichts. Und am Abend dieses Tages, in der trüben Zone zwischen Tag und Nacht kamen sie zur Grenze.

Dort lag sie. Sie lag, wie Michail Weresow sich später erinnerte, auf einer Lichtung, die hundert Meter tief und viele Meilen lang war, einer Rodung, die von Süden hoch nach Norden zog, mitten unter den Mauern des Waldes, der aus Rußland kommt und nach Finnland flieht. Dort lag erhaben und deutlich abgesetzt im

Jeder Fotoamateur muß lesen:



Deine Kamera geht Geld verdienen

Das wertvolle Fotobuch mit 100 Adressen
für den Bilderverkauf RM 0,75



FOTOS MIT NITRAPHOT
+ VACUBLITZ

Fotos mit Nitraphot und Vacublitz

das erste und einzige Osram-Spezialbuch . RM 1,60

VERTRIEB: G.HIRTH VERLAG AG., MÜNCHEN 2 NO

freien Feld ein überreifer und verschneiter Strich. Das Drahtverhau der Grenze.

Es hatte aber zu jener seltsamen Zeit, die der Friede nach dem großen Krieg war, eine besondere Bewandnis mit dieser Grenze, und es war nicht ein gewöhnliches, zurückgelassenes, sinnloses oder vergessenes Drahtverhau, das die beiden schied. Nein, man vergaß so leicht nichts, und alles behielt seinen Sinn; Gewehre, Granaten und Grenzen. War der Friede damals doch nichts als ein Krieg mit anderen Mitteln. Und deshalb ist es wenig verwunderlich, daß zu jener seltsamen Zeit, irgendwo im karelischen Wald, eines Tages im Schnee, zwei Menschen die wirkliche Grenze sahen, das wahre Gesicht der Grenze, ein Drahtverhau, das elektrisch geladen war.

Hier standen sie nun davor, und hier sprachen sie auch wieder länger miteinander, was seinen guten Grund besaß und mit der Schere, die sie immer abwechselnd getragen hatten, einer rostigen, nicht mehr neuen, jedoch brauchbaren Drahtschere zusammenhing. Jetzt sollte sie einer versuchen. Denn sie gemeinsam zu verwenden war ja unmöglich. Das konnte nur einer allein. Das konnte nur einer zuerst. Und einer mußte es tun.

Übrigens fanden sie bald eine Lösung, und sie wurden sich auf die gleiche Weise darüber einig und klar wie im Lager um ein paar Zigaretten, um den letzten Rest Schnaps. Es war eine ähnliche Sache, es war nicht viel anders. Sie streiften von den halb erfrorenen Händen Tuchfetzen ab, die ihre Finger und Gelenke schützten. Sie traten dicht voreinander hin. Aus einer Manteltasche hatte der Russe eine kleine Schachtel gezogen, und er entnahm ihr eine Anzahl Streichhölzer. Sie teilten sie und zählten sie zweimal. Sie waren eigentlich nicht ärgert, und als jeder von ihnen jetzt die rechte Faust ausstreckte, rieten sie wechselnd die in beiden verborgene Summe der Hölzer seltsam gelassen und ruhig. Sie waren eher gleichgültig, dumpf, ihrem Schicksal ergeben. Dann öffneten sie die Hände, verglichen. Langsam, bedächtig. Nicht anders als sonst.

Es mag sein, daß den Michail Weresow im ersten Augenblick das Gefühl einer großen Freude ergriff, aber sie schwand so schnell, wie sie kam. Sie wandelte sich plötzlich und wich einer besonderen und geheimnisvollen Empfindung der Scham, einem rätselhaften und unerklärlichen Schuldgefühl, das sein Herz, seine Glieder und selbst seine Stimme dunkel, schmerzhaft lähmte. Und obwohl ihm ein Wort auf den Lippen lag, vermochte er nicht mehr, es auszusprechen, dieses eine Wort an den anderen. Er stand hilflos, schreckerstarrt da und sah einfach zu,

wie der Finne nach kurzem Zögern sich einen Schal vom Halse band und fest um die Hände wickelte, wie er sich bückte und die Schere nahm. Er nahm die Schere und wandte sich ab, um die Arbeit zu tun. Er ging, ohne sich nach Michail Weresow noch einmal umzudrehen, im Schnee auf den Drahtverhau zu.

Er ging eine Ewigkeit lang, und dem Wartenden schien durch die Täuschung der dämmenden Nacht sein Gang und die plumpe Gestalt immer größer zu werden, formlos, unmenschlich und ins Riesenhafte zu wachsen. Dabei lag die Grenze sehr nahe, und der andere hatte in Wirklichkeit nur wenige Schritte zu gehen. Sie rückte ganz nahe, die Grenze, — und jetzt konnte Michail Weresow jede seiner Bewegungen sogar erkennen und hören. Denn er war, ohne sich dessen bewußt zu werden, dem Finnen gefolgt.

Der erste Draht sprang, und es geschah nichts. Atemlos lauschte der Russe. Auf den singenden, klirrenden Ton, der die Stille zerbrach, erscholl kein Stöhnen, kein Schrei. War der Strom nicht mehr da? Schützte der Schal, so ein Fetzen Tuch, die Hand, den Körper tatsächlich? Dem ersten singenden Ton folgte ein zweiter, ein dritter. Ja, die Arbeit ging weiter. Der Draht sprang, und nun befand sich der Finne schon mitten zwischen den Linien. Er hing, ein lebendiger Mensch, unter ihrem Geflecht. Ein Mann im Netz des Todes, der furchbare Fäden entwirrte. Er tat eine gute Arbeit, dieser Eero Kivimaa, er zerriß eine Grenze. Draht um Draht durchschnit er besonnen und gründlich, und wich bis zuletzt aller Gefahr der Berührung auf seltsam glückliche Art aus. Es geschah nichts bis zuletzt.

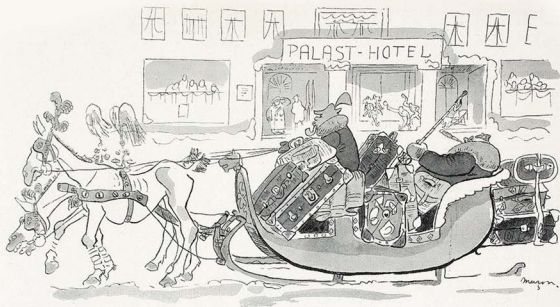
Es war wirklich der letzte Draht, wie Michail Weresow sich bald überzeugte, der den anderen traf, wie ein Peitschenhieb traf. Denn der Finne glitt plötzlich zusammen. Er sank lautlos zur Erde und riß den letzten Draht unter sich. Sein schwerer Leib zuckte, erstarrte, blieb liegen. Er blieb in jener Gasse liegen, die er sich gebahnt hatte. Er füllte sie völlig aus, ein lebloser Rumpf mit gespreizten Gliedern, ein gekreuzigter Mensch auf der Grenze, der tote Eero Kivimaa.

Was den Michail Weresow eigentlich bewog, noch einmal zurückzukehren, da er die Grenze passiert hatte und sich schon auf finnischen Boden befand, ist schwer zu sagen. Es ist ihm auch kein Vorwurf daraus zu machen, daß er über den Körper des Finnen schreiten mußte, um den Weg in die Freiheit zu gehen. Das Recht der Lebenden ist immer größer als das der Toten. Und niemand hätte anders an seiner Stelle handeln können. Nein, deshalb ging er wohl kaum zurück, und vielleicht war es nur eine große Hilflosigkeit, die ihn dahin zwang, jene Hilflosigkeit der jahrelang Gefangenen, die im ersten Augenblick mit der Freiheit nichts zu beginnen vermögen. Aber vielleicht war es mehr, viel, viel mehr, und was wissen wir überhaupt von einem solchen Menschen wie Michail Weresow? Es ist besser, wir bescheiden uns, sein Tun zu berichten.

Er ging einfach zurück, dieser Michail Weresow, bis zur Grenze zurück. Er trat vor den Toten, er beugte sich nieder und gewährte erst jetzt auf seiner Stirn einen Riß und geronnenes Blut. Er stand lächelnd auf. Dann bekreuzigte er sich und berührte den Draht mit der bloßen Hand dort, wo der andere ihn nicht unterbrochen hatte, wo der Strom noch die Grenze umkreiste.

Es war dieser Gang, und es war diese Tat, deren Michail Weresow sich später mit seltsamer Freude erinnerte. Er hatte nichts mehr zu hoffen. Aber als er den Draht berührte, schlug sein Herz so ruhig wie sonst. Er fühlte es nicht. Er fühlte es dann erst schlagen, als das Wunder geschah, als der Draht seinen Händen entglitt, und er wußte, warum er noch lebte: denn die Grenze stand nicht unter Strom, sie umkreiste kein Strom. Doch es gibt keine Wunder auf Erden, es hängt alles zusammen, und selbst der Zufall hat seinen Sinn. Und erst da Michail Weresow diesen Zufall völlig begriff, schlug ihm plötzlich das Herz, drohte es Freude zu lähmen: er war schuldlos am Tode eines Menschen. Weder der Tod noch sein eigenes Glück waren am Tode des anderen schuld, sondern ein Draht, der ihn traf. Ein Draht und die Angst seines Herzens. Es war alles so einfach und klar, und sie ahnten es nicht. Es hing alles zusammen. Seit dem Sturm des vergangenen Tages umkreiste die Grenze kein Strom mehr; nur sie wußten es nicht. Ein Wirbelwind hatte die Leitung zerstört, den Draht im Walde zerissen. Nur sie wußten es nicht...

Er wandte sich ab, der Russe Michail Weresow. Er sah nicht zurück. Er ging nicht mehr zurück. Er ging festen Schrittes durch die Nacht in die Freiheit.



Der Ski-Snob

J. Maçon

Walzer am falschen Ort

VON FRANZ FRIEDRICH OBERHAUSER

„Ich glaub' gar, das ist ein blitzblanker Walzer“, sagte eines Tages der Pfarrer von der Kirche „Am Hof“ in Wien, fuhr aus einer Andachtsübung, in die er eben zu Ehren des heiligen Bruders Franz versunken war, empor, stand auf und schritt, immerzu auf die munteren Tanzmelodien lauschend, der Chorstiege zu.

Oben an der Orgel saß ein Schüler aus der Musikschule des Domkapellmeisters Drechsler und hatte ganz vergessen, daß er in einer Kirche war. Hatte wohl auch vergessen, daß es eine Kirchenorgel war, auf der er spielte. Gab auf die ernstesten und klugen Gesichter der vielen Heiligen nicht acht, die auf sein Tun herabsahen oder mit weitgeöffneten Augen von unten emporblickten.

Der Spielende, knabenhaft und jung, hatte alle Register gezogen. Seine Augen waren der Sonne zugerichtet. Vielleicht sah er, wie die Sonne eine wundersame Harfe mit funkelnden Lichtsalten in die dunkle Kirche stellte; vielleicht war es ihm, als wären viele muntere Englein eifrig am Musizieren an dieser himmlischen Harfe. Als sei er der Organist einer himmlischen Orchestervereinigung, die sich einmal ein Gastspiel auf der lieben Erde erlaubte.

Ah, er verstand diese Englein! Und so spielte er denn einen Walzer, ihnen zuliebe. Und da dies zu Wien geschah, war es natürlich ein regelrechter, wenn auch noch ein klein wenig unbeholfener Walzer, ein echter Wiener Walzer. Ein süßes, kleines, helles Tänzlein, und die Finger des verträumten Knaben

Drei wichtige Zeitschriften

die auch Sie lesen sollten:

JUGEND wöchentlich 60 Pfg.

DIE FOTOWELT monatlich 25 Pfg.
Die Zeitschrift für jeden Fotoamateur. Neutraler Inhalt, reichhaltiger Neuheitenteil, erstklassiger Kunstdruck.

EXAKTA-SPIEGEL vierteljährlich 25 Pfg.
Die Spezial-Zeitschrift für den Fotoamateur mit Exakta-Kamera.

Bestellen Sie die Sie interessierenden Hefte mit beiliegendem Bestellschein, den Sie an den Gerhard Isert-Verlag in Magdeburg-Sudenburg als Drucksache senden.

An den Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Sudenburg

BESTELLUNG

Liefere Sie mir bis auf Widerruf ab sofort _____ Expl. der Zeitschriften:

direkt an untenstehende Adresse (Bezahlung erfolgt sofort nach Erhalt)

durch die Buchhandlung:

Name:

Ort:

Straße:



Winterkleid

Aufn. Dr. O. Schweitzer

Bäume im Winterkleid

Bäume im Winterkleid — wie anders, wie neu und wie schön. Dick in weiße Mäntel gehüllt oder zart mit Rauhref bedeckt, stehen sie vor uns, Formgebilde von seltenem Reiz.

Und ihr Winterkleid funkelt und glitzert im Sonnenlicht, als wäre es mit tausend Diamanten besetzt.

Und auf weiße Flächen zeichnen sich groteske Schatten auf; ihr Abbild, das die Sonne erzeugt.

Wir wollen auch so die Natur bestaunen, uns über ihren Reichtum freuen. Wandern wir also doch in

einer Mußestunde ins Freie hinaus, oder nehmen wir unsere Schnee bilder zur Hand, um hier wenigstens nacherleben, nachempfinden zu können.

So also wollen wir uns eine Stunde des Schauens gönnen, um uns zu freuen an den Schätzen der Natur. Sie wird hier im Winter zu einem Bildner reichster schöpferischer Kraft und Möglichkeiten. Und hinter all diesem liegt ernster Lebenszweck, Erholung zu neuem Gedeihen, Ruhe zur Sammlung neuer Kräfte.

Bäume im Winterkleid — reich an Formen, Licht und Farbe. Geschaffen zu stillem Erleben, innerer Schau.

—

Gutes Zeichen

Professor V., ein bekannter Arzt, wurde in den ersten Jahren seiner ärztlichen Tätigkeit von einem Kollegen gefragt, wie seine Praxis gehe.

„Nun, ich kann mich nicht beklagen“, meinte der Mediziner, „meine Patienten wachsen von Tag zu Tag.“

„Das ist ja erfreulich! Haben Sie wirklich so viele Patienten?“

„Nein, aber ich bin Kinderarzt“, lautete die Antwort.

Beim Mittagessen

Pensionär: „Was sind Sie von Beruf, wenn ich fragen darf?“

Neuer Gast: „Bildhauer.“

Pensionär: „So — ach wohl in Marmor? Dazu gehört doch gewiß große Kraft!“

Neuer Gast: „Das kann man wohl sagen.“

Pensionär: „Ist ja großartig, so etwas hat uns hier gefehlt. Würden Sie bitte mal das Huhn dort tranchieren?“

Dennoch!

Der Dichter Ferdinand Raimund war krank und mußte das Bett hüten. Jeden Tag kam der Arzt zu ihm, konnte ihm aber nicht helfen. Mit einem Male erkrankte auch der Arzt und mußte selbst im Bett bleiben. Nach zwei Wochen besuchte er wieder Raimund, den er noch immer im

Bett vorfand. „Noch immer krank?“ fragte er den Dichter. „Über zwei Wochen habe ich Sie nicht behandeln können.“

Raimund erwiderte: „Trotzdem bin ich noch nicht gesund.“

Abends als Letztes **Chlorodont**

eine gute Gewohnheit!

1937 / JUGEND Nr. 2 / 13. Januar 1937

Vierteljahrespreis RM. 7.— / Heft 60 Pfennig

Begründer: Dr. Georg Hirth. — Hauptschriftleiter: Gerhard Isert, Magdeburg. — Verantwortlich für die Bücher-„JUGEND“: E. Homuth, Magdeburg. Für die Anzeigen: Georg Posselt, München. — Verlag: Gerhard Isert-Verlag, Magdeburg-Sudenburg. — Vertriebe: Otto Klemm Comm.-Geschäft, Leipzig C1, Salomonstr. 14. — Druck: Graphische Kunstanstalt W. Schütz (Pächter der Druckerei G. Hirth Verlag AG.), München. — Für Herausgabe und Schriftleitung in Österreich verantwortlich: Dr. Emerich Morawski, Fa. Morawski & Co., Wien 1, Wollzeile 11. — Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck strengstens verboten. — Copyright by Gerhard Isert Verlag, Magdeburg. — D.A. 4. Vj. 36: 5700. Pl. 2. — Manuskripte sind nur an die Schriftleitung der „JUGEND“, Magdeburg, Halberstädter Straße 98, zu richten. — Rücksendung erfolgt nur bei beigelegtem Porto.

Das nächste Heft der „JUGEND“ erscheint am 19. Januar 1937

